

Pariser Spaziergänge eines Hamburgers im Jahre 1796.

Von Reinhold Müegg.

Der eine Band der vom Hamburger Domherrn Dr. J. Lorenz Meyer 1798 herausgegebenen „Fragmente aus Paris im IV. Jahr der französischen Republik“ schildert das Pariser Nationalinstitut der Wissenschaften und Künste, das Nationalmuseum für Naturgeschichte, den botanischen Garten, die Sternwarte, die polytechnische Schule und übrigen höheren Unterrichtsanstalten, das neue republikanische Maß- und Gewichtssystem, den Telegraphen z.; man liest die tüchtigen Darstellungen heut noch mit Gewinn. Auch der zweite, vorwiegend das öffentliche Leben behandelnde Theil hat treffliche Partien; die reisenden literarischen Handwerksburschen der Gegenwart zeigen nicht immer so guten Willen.

Meyer traf im Frühling 1796 in Paris ein. Auch die republikanische Polizei wollte „Papiere“ von dem Fremden haben. Das Gesetz befahl diesem zum Bezug der Aufenthaltskarte zwei solide Bürger mitzubringen! Meyer hatte vier Reisegenossen, von Rechtes wegen waren also zehn Zeugen nöthig. Aber der Gastwirth war ein Mann von Gewicht; er begleitete die Herren auf die Münzpalast, und das genigte. Mit der Karte in der Tasche unternahm Meyer vorerst eine Fahrt durch die ihm von einem früheren Aufenthalt her bekannten Gassen. Es war nicht mehr daselbe lärmende wilde Treiben: „Als ich eines Tages im Winter 1784 über den Pont-neuf fuhr und mein Wagen nach dem Quai de Conti umbog, raste der wilde Herzog von Orleans in seinem vier-spännigen Phaeton solchermassen an mir vorüber, daß mein Wagen von dem feinnigen mit kirchlicher Gewalt auf das Pflaster hingeschleudert wurde; ich erlitt eine leichte Quetschung, Kutscher und Bedienter wurden jedoch stark verletzt. Solche damals häufige Vorfälle begegnen nicht mehr und jene Uebermüthigen, die gleichgiltig zusahen, wenn ein Mensch von ihren Pferden zertreten ward, sind verschwunden. . . Auch die Zahl der Bettler, der scheußlichen Mißgeburten und Krüppel fand ich im Vergleich mit einst sehr reduziert. Unverändert war nur, selbst in den letzten Gassen, die Zuorkommenheit gegen die Fremden. . . Die meisten Auftritte, die unsere deutschen Zeitungschreiber in ihrer Uebertreibungs-sucht als mörderisch oder wenigstens als blutig hinstellen, sind an sich selbst nichts weniger als bedeutend, und werden von der wachsamten Polizei in der Regel rasch gedämpft. Dahin gehörten vormalis die angeblichen Rottirungen gegen die Kleinhändler. Ich bin oft Zeuge solcher geringfügiger Vorfälle gewesen und fand sie nachher in französischen und deutschen Zeitungen in gefährliche Auf-läufe und Mordszenen verwandelt und mit Säbelhieben, tödtlichen Kopfwunden, abgehauenen Händen blutig ausgemalt — oder gar zu einem Anfang der Contre-revolution aufgebauscht.“

Dieser Brauch hat sich erhalten, er gehört zum reaktionären System!

Interessant plaudert Meyer über das in ein „Gleichheits-Haus“ umgetaufte Palais Royal: „In den Morgen- und Abendstunden, wo vordem Alles, was Paris Reizendes und Verführerisches hatte, herbeieilte, um in dem Garten des Palais Royal zu sehen und gesehen zu werden, fällt jetzt den Gleichheits-Garten und die Hallen umher jene häßliche Rasse von Agioteuren und betrügerischen Wechsellern. In großen Zügen schlendern sie Arm in Arm auf und ab oder stehen in einzelnen Gruppen bei einander. Menschen in ungeblühten, durchlöchernten Hüten, zottigen

ungekämmten Haaren, abgetragenen Uebersäckeln, schmutzigen langen Hosent, herabhängenden Stiefeln, mit einem keulenähnlichen Knotenstock in der Hand, das ist der große Theil dieses Publikums. Ein anständiges Frauenzimmer erscheint fast gar nicht mehr, um nicht von einer Agioteur-Jagd überrascht zu werden. Diese Agioteur-Jagden waren des Polizeiministers Merlin Hauptspaß; man nannte sie auch Merlinaden. Mittags, wenn der Garten am vollsten war, ward das Haus in aller Stille von Soldaten umzingelt; ein Polizist gab das Zeichen mit einer kleinen Pfeife und in demselben Augenblicke wurden durch Aufpaffer alle Hintertüren der Arkaden geschlossen. Ward die Geschichte nicht früher verrathen, so stürmte, wie die Pfeife ertönte, Alles aus dem Garten gegen die Arkadengitter und Ausgänge oder zu den Mädchen in die oberen Stockwerke. Die Eingefangenen gingen dann einzeln durch die mit Wachen besetzte große Eingangstür und mußten ihre Karte vorweisen. Wer verdächtig schien, wurde arretirt. Dann öffnete man wiederum die Thüre und nach wenigen Minuten war die vorige Gesellschaft wieder da und das vorige Spiel. Gegen die Straße Vivienne hin war ein ähnlicher Versammlungsort dieser verächtlichen Gesellen. Alle Stunden rückten Dragoner an, die Haufen auseinander zu treiben, die sich aber gleich hinter den trabenden Pferden wieder schlossen. Ein unnützes Spiel!"

„Der Parteigeist der Decadins und Dominicains, so nennen einander spöttelnd die Anhänger des alten und des neuen Kalenders, hinsichtlich der Feier der Dekade oder des Sonntags, ist besonders in den Kaufläden im Gleichheits-hause sichtbar. Hier sind einige Läden am Dekadentage, andere, und bei Weitem die Mehrzahl, am Sonntag geschlossen, und die Kaufleute legen dadurch stillschweigend ihr politisches Glaubensbekenntniß ab. Es ist übrigens nicht etwa ein religiöser Eifer, der die Leute zum alten Sonntag zieht, sondern der Widerspruch. Den Budenbesitzern ist es sehr gleichgiltig, ob ihre Kirchen, wie das mit vielen der Fall ist, in Korn-, Mehl- oder Kretzsvorrathshäuser umgewandelt oder wieder der Gottesverehrung gewidmet werden.“

Einen angenehmen, freundlichen Eindruck machten einzelne Boulevards, wo die Kinder sich tummelten, und hier erfuhr Meyer, daß „seit der Revolution die glückliche Sitte des Selbstfängens der Kinder in Paris viel allgemeiner geworden, als vormals, da man die Neugeborenen zu gebungenen Ammen aufs Land schickte, der sorgsamem Wartung entzog und dem Eigenmuth preisgab“. Die sogenannte gute „oder, um klarer zu reden, die unrepublikanische, erzaristokratische Gesellschaft der Herren und Damen bewegt sich auf den Boulevards zwischen den Straßen Grange-Batalière und Montblanc, einem Bann-Ort, wo sie einige Abendstunden in Staubwolken umherwandeln und sich auf Stühlen recken und schaukeln. Man hat diesen Spaziergang passend „das kleine Koblenz“ genannt. Das ist der einzige öffentliche Ort, den diese Aristokraten und Aristokratinnen des Besuchs würdigen; sicher retten sie sich aus dem patriotischen, ihnen verhassten und verächtlich sogenannten Böbelhaufen rechtlicher Bürger, deren Gemeinschaft ihnen viel lästiger ist, als der dicke Staub, den sie verschlucken, und als die Gesellschaft feiler Mädchen aus allen Winkeln, die sie hier theilen. Wer auf aristokratischen Ton Anspruch erhebt, muß sich hier einige Mal in der Woche unter seines Gleichen sehen lassen.“

Brot hatten die Pariser, nicht minder auch Spiele; täglich wurde in fünfzehn Theatern gespielt und in den glänzenden Einrichtungen der Schauspielhäuser, den täuschenden Dekorationen, den Maschinen und Tänzen, sowie in den großen Talenten der Schauspieler erkannte Meyer das alte Paris wieder; das stimmte ihn vergnügt, er war ein Theaterenthusiast und besaß auch Verständnis. Auf

Befehl der Regierung mußten die Künstler in den Pausen patriotische Lieder vortragen; die Wirkung dauerte aber nicht an, denn die Pariser brachten ihre patriotische Leidenschaft ins Theater mit, und bald wurde bei einzelnen Stellen, entweder von dieser oder jener Partei, gepöbelt und gejoht. Zwei patriotische Lieder wurden in der großen Oper mit besonderem Pompe gegeben, die „Huldigung an die Freiheit“ und die von Mehul komponirte Kriegshymne. Unter feierlicher Musik rollt der Vorhang auf. Eine dreifache Linie zum Abmarsch gerüsteter Streiter steht da, — vor der Front eine Gruppe Offiziere. Ein Volksrepräsentant tritt vor, feuert sie an, der Chor wiederholt seine letzte Zeile „Die Republik ruft uns!“ die Linie schwenkt unter Trommelschlag auf die entgegengegesetzte Seite. Die Mütter kommen und fordern ihre Söhne zum Kampfe auf. Der Chor unterbricht und es erscheinen die Väter. Kleine Knaben rennen zu ihren Vätern, umklammern sie, werden von ihnen auf die Arme gehoben und geküßt, worauf die Kleinen sich auch zwischen die Soldatenreihen drängen und an den Gewehren hinauf klettern. Der Anblick ist rührend und spricht zu jedem Herzen. Die Mütter und Weiber haben während einer neuen Schwenkung der Linie den Hügel im Hintergrund erstiegen und bilden hier pittoreske Gruppen. Die Krieger schwören auf das Schwert ihres Anführers, für Frieden und Freiheit zu kämpfen. Es wird zum Abmarsch gelassen und die Kolonne marschirt den Hügel hinan. Hier werden die Soldaten von ihren Weibern empfangen; die Kinder fliegen ihren Vätern noch einmal in die Arme — und der Vorhang fällt unter dem jauchzenden Ruf des Publikums.

„Am lautesten war der lang nachhallende Beifall, mit welchem diese wöchentlich mehrmal gegebene Vorstellung erndigt, an den Tagen, da die so unermuthete und mit allgemeinem Unwillen aufgenommene Nachricht von der Kündigung des Waffenstillstandes am Rhein in Paris ankam. . . .“

„Die Huldigung an die Freiheit, ein Schauspiel, das mit großer Pracht auf dem Operntheater gegeben wird, ist der berühmte Marseiller Marsch voll Hoheit und Würde, Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft, Kraft und Feuer in der Komposition von Rouget de Bisle. Ich hörte Soldaten sagen, dieser allmächtige und erhabene Gesang begeistere die Armeen zum Kampfe; jeder Soldat sänge, wenn mitten im Feuer des Angriffs und zwischen dem Kanonendonner diese allgeliebten Töne erschallen, in einem sich Allen mittheilenden Enthusiasmus mit und finde oder gäbe so den Tod. Treffend war daher der für den französischen Dichter schmeichelhafte Willkommensgruß Klopstock's, als Rouget de Bisle ihn im vorigen Sommer in Hamburg besuchte. „Sie sind“, sagte er zu ihm, „ein schrecklicher Mann; denn fünfzig Tausend brave Deutsche haben Sie erschlagen.“ Rouget war, so erzählte mir dieser lebenswürdige Mann in Paris selbst, als Ingenieur-Offizier in Straßburg, als man zum Beginn des Kampfes nichts als kriegerische Gassenhauer hörte. In einer Stunde der Begeisterung schloß er sich ein und in einer Nacht war die Hymne sammt der Musik vollendet.

„Die schönste Szene der prächtigen Darstellung dieser unter vielen Abwechslungen des Spiels gesungenen Hymne ist der Moment, da vor dem Anstimmen des letzten Verses „Heilige Liebe zum Vaterland“, ein Zug von Kriegern mit fliegenden Fahnen und von Mädchen, Jünglingen und Kindern, in den Tempel der Freiheit einzieht, die Letzteren, um auf dem Altar des Vaterlands ein Opfer von Blumen und Früchten darzubringen. Vor der Göttin des Tempels sinkt die Menge auf die Knie nieder, während unter gedämpfter Musikbegleitung der letzte Vers gesungen wird. Am Ende der Strophe: „Mögen unsere sterbenden Feinde deinen Triumph und unseren Ruhm schauen“, donnert in der

Ferne die feindlichen Geschütze und das Waffengetöse hebt an. Das Wirbeln der Trommeln, das Klirren der Schwerter und das Schmettern der Trompeten tönt zu dem Geschrei: „Auf zu den Waffen!“ Auf der einen Seite stiehn die Weiber und Kinder, auf der anderen stürmen die Männer dem Feind entgegen — und der Vorhang fällt.“

Einen breiten Raum nimmt in Meyer's Aufzeichnungen der Abschnitt über das Zeitungswesen ein. Es erschienen damals etwa fünfzig Tages- und Wochenblätter, die mit Ausnahme der offiziellen meist recht ärmlich sich präsentirten: „schmutziges, graues Pöschpapier, unleserliche Schrift, halbe und ganze Zeilen nicht ausgebruckt“. Aber im Ganzen waren sie prompt bedient, und die Abendblätter brachten um 6 Uhr über die Sitzung des Rathes der Fünfhundert, die kaum zwei Stunden vorher geschlossen, schon einen gedrängten vollständigen Bericht; besonderen Auf hatten die Referate des „Journal du soir“, so daß in einem Lustspiele gesagt wurde: „Es gab eine Zeit, wo jedes Wort den Tod brachte, wenn man es nicht so ausdrückte wie das „Journal du soir“. Geistreiche Spötere, Satire und boshafter Klatsch waren beliebt und gepflegt, wie dies noch geschieht. Wenig bekannt dürfte sein, daß auch ein deutsches, von den Mainzern Dorsch, Blau und Nimis redigirtes Journal „Der Pariser Zuschauer“ herauskam, von dem die Regierung 3000 Exemplare abomirte, um dem Volke im Elsaß und Lothringen republikanische Lektüre zu bieten. „Das Unternehmen“, fügt Meyer bei, „hätte auch für Deutschland Bedeutung erlangen können, wenn es nach einem besseren Plane und in einem erträglicheren deutschen Stile geschrieben und die Versendung eine zweckmäßigere wäre.“ So lange Georg Böhmer daran wirkte, waren seine Artikel gut, dann fing es an zu sinken und starb zuletzt an Entkräftung.

Die bürgerlichen Feste, welche eingeführt wurden, die kirchlichen Feiertage auszustreichen, waren gut gemeint, aber Gedanken und Gefühle, die dazu gehören, lassen sich nicht dekretiren, und je mehr das Gepränge ein theatralisches wird, desto mehr tritt die Idee zurück. So verloren denn die patriotischen Feierlichkeiten bald ihren Zauber und kamen hauptsächlich nur noch dem Bedürfniß der neugierigen Bummler entgegen. Ueber das Sieg- und Dankesfest vom 10. Prairial (29. Mai) lesen wir: „Die eigentliche Hauptzene war auf dem Mittelpunkt des Marsfeldes konzentriert. Was dort vorging, sahen und hörten bloß die auf dem künstlichen Hügel Postirten, Mitglieder der Behörden und Eingeladene. Das Volk steht fern, hat nichts von den Reden und Chören. Der Göttin des Vaterlandes opfert man und es werden Bürgerkronen gespendet, aber das Volk gewahrt nur in der Ferne die von den Altären aufsteigenden verfinsterten Rauchwolken. Das Feld war rings mit Freiheitsbäumen bepflanzt, nach der Zahl der Departements; an jedem Baume hing ein Schild und zwischen den Zweigen flatterten dreifarbigte Fahnen. Pappeln und Orangenbäume und Laubgehänge umkränzten den Hügel; es fehlte auch nicht an Trophäen und Geschützen. In der Mitte erhob sich eine gewaltige Eiche und darunter auf hohem Fußgestell die kolossale Bildsäule der Freiheit, die Linke auf die Konstitutionsakte gestützt; neben ihr die Statuen des Sieges und des Ruhms; vor der Freiheit war der Altar errichtet.

„Beim Sonnenaufgang donnerten die Kanonen. Um ein Uhr schritten die fünf Direktoren, umgeben von ihren Ministern, Staatsboten und Garden und begleitet von allen fremden Gesandten und sämtlichen Autoritäten nach dem Hügel. Der Zug wurde von einer Symphonie begrüßt. Die Direktoren bestiegen ihre erhöhten Sitze, das Gefolge saß zu beiden Seiten im Halbkreis. Präsident

Carnot hielt die Rede, in der er Anerkennung allen Denen zollte, die für die Republik gelitten und gestritten. Unter den Klängen von Siegeshymnen näherten sich jetzt die Deputattonen der vierzehn Armeen, Veteranen und verwundete Soldaten in der Mitte, empfingen Bürgerkronen und Fahnen und überbrachten diese dann den vierzehn Armeen repräsentirenden vierzehn Bataillonen, die nunmehr kriegerische Uebungen ausführten. Die Marseillaise wurde gesungen, die Direktoren kehrten zurück und das Feld ward zum Tanze geöffnet. Aber der Tanzenden waren nur wenige, die Masse hatte an dem Schauspiel keinen Antheil genommen. Viele erklärten, am Friedensfeste erst wollten sie tanzen."

Sehr malerisch nahm sich das Fest des Ackerbaus aus, bei dem die Verwaltungsmänner der Departements den Vorkitz führten. Der Hügel war mit Garben, Wehrenkränzen und Blumengewinden decorirt. Auf dem Altar des Vaterlandes loberte ein Feuer. Ein Zug von Knaben und Mädchen, mit Blüthen geschmückt, schritt in Begleitung von Bauern vor zwei mit weißen Ochsen bespannten antiken Wagen her. Auf dem einen stand ein goldener Pflug und auf dem andern saß, von Garben umgeben, die Göttin der Freiheit, vor welcher zwei Kinder das heilige Feuer unterhielten. Man sang Hymnen und Volkslieder; dann ward der Pflug auf den Hügel geschafft, wo der Präsident des Pariser Departements die Landleute anredete und Einzelne belohnte. Darnach zog er mit dem Pflug eine Furche, in welche Samen gestreut wurde. Der Pflug war hübsch, ebenso die Ausführung, aber die Aufnahme gering, ja frostig.

Natürlich stattete der Hamburger Domherr auch dem Rathe der Fünfhundert einen Besuch ab. „Die Sitze der Repräsentanten“, erzählt er, „sind nummerirt und werden periodisch durch das Loos gewechselt, wodurch den ehemaligen Parteiverbindungen und jener, böser Vorbedeutung vollen Benennung der Rechten und Linken, des Berges und Sumpfes nun vorgebeugt wird (!). Die Zuhörtribünen sind kleiner und fassen nur etwa zweihundert Personen. Auf diesen Tribünen, die einst mit unehörter Frechheit die Versammlung verspotteten und trockten, herrscht ungestörte Ruhe; die geringste Ungezogenheit wird mit Verweisung aus dem Saal bestraft. In den Logographen-Logen sitzen etwa 20 von Journalisten besoldete Geschwindschreiber, deren Gewandtheit überrascht. Ihre Schrift ist eine Schifffsprache von Abkürzungen. Diese Burschen erheben sich oft selbst zu den ersten Zensoren der Redner; unverschämmt tadeln sie oder lachen unter sich und es geschieht nicht selten, daß einer zur Ordnung gerufen oder vom Präsidenten hinausgeschickt wird. Es ist übrigens kaum begreiflich, wie diese Tachygraphen den so oft unterbrochenen Verhandlungen folgen können in dem nicht akustisch gebauten Saale. Das sogenannte Murren in der Versammlung ist ein seltsames Getöse von unartikulirten Tönen, Räuspern, Scharren oder gar Stampfen, dem die Klingel des Präsidenten Stille gebietet; und das Geblök der Saalbiener: „Ruhig, Bürger!“ verursacht oft mehr Lärm wie jenes Getöse selbst.

„Die Sitzungen sollten um 11 Uhr beginnen, doch werden sie selten vor ein Uhr eröffnet; die Anwesenheit von 200 Deputirten ist dazu erforderlich, doch hält man nicht strenge an der Vorschrift. Die für die Abgeordneten decretirte Kleidertracht ist noch nicht eingeführt und wird es wahrscheinlich nicht, da man schon gegen den theatralischen Schnitt dieser Brahminentracht Einwendungen erhoben und ein passenderes Kostüm vorgeschlagen hat. Auch wäre die Anschaffung, ob nun der Staat oder der Einzelne die Kosten trage, zu theuer. Der Präsident zeichnet sich durch eine dreifarbigte Schärpe aus, die Saalbiener tragen eine rothe. Die Repräsentanten sollen auch dreifarbigte Schärpen und Federbüsche auf den Hüten erhalten.“

Den „Geist der Mäßigung, der Ordnung und der Ruhe“, der die Verfassung diktierte, fand Meyer auch in der Versammlung, doch bemerkt er trauernd, daß der „Anarchiegeist“ sich doch zu viel rege. Er wohnte einer Sitzung bei, in welcher es zu tumultuarischen Szenen kam. „Eine Schaar Mitglieder stürmte nach der Rednerbühne, stießen dort aufeinander und auf allen Bänken wurde geschrieen, gestikulirt; man ballte die Fäuste und ein Saaldiener war gezwungen, einen der Rasenden nach seinem Platz hinzutragen. Der Auftritt war so, daß er zur Stunde noch — obgleich der Geist der Ordnung nunmehr ein volles Jahrhundert geherrscht — als „Zwischenfall“ denkbar wäre“. Meyer nimmt entschieden Partei für die Männer der Ordnung, sagt aber weislich nicht, wer am lautesten und unanständigsten getobt!

Ein längeres Kapitel gilt dem Vollziehungs-Direktorium. Die Direktoren bewohnten einzelne Flügel und Stockwerke des vormaligen Luxemburg-Palastes. Eine Ehrenwache von 240 Mann Fußsoldaten und Berittenen bewachte den Palast und paradiert an festlichen Tagen. Zwei Soldaten begleiten jeden Direktor bei seinen Ausgängen. Die Amstracht ist reich, „das Privatleben republikanisch einfach und sehr eingezogen.“ Der ganze Tag ist für die fünf Machthaber „eine ununterbrochene Arbeitsstunde“ und Abends versammelt sich bei ihnen ein kleiner Kreis von Freunden zu einer Theegesellschaft, in welcher ein Spielchen gemacht wird. Fremde haben leicht Zutritt. „Die selten gegebenen Diners sind einfach, stechen von den Festen der insolenten neugebackenen Pariser Banquiers, Kapitalisten und Lieferanten ungemein ab und bestehen in zwei mäßig besetzten Gängen, ohne jenen Ueberfluß von Weinen, die an den Tafeln jener übermüthigen Staatsplünderer fluthen.“

Die öffentlichen Audienzen wurden mit einem beträchtlichen Glanze umgeben. Den Saal schmückten Trophäen: „Jeden Mittag um 12 Uhr wird dieser Saal aufgethan und Jeder eingelassen, der seine Bürgerkarte vorweist. Die Zuschauer sind immer zahlreich, und auf den Stühlen, an den Wänden, sowie auf einer im Halbkreis gestellten Reihe von Sesseln erblickt man viele gepuzte Damen. Der Mittelplatz wird von Offizieren eingenommen. Aus dem einen Gemach tritt um halb ein Uhr derjenige Direktor, welcher in der betreffenden Dekade die Audienz giebt und die Saaldiener rufen, diese sei eröffnet. Ohne Unterschied des Alters und Geschlechts tritt Jeglicher, der dem Direktorium etwas mitzutheilen, Anträge und sonst schriftliche Vorstellungen zu überreichen hat, oder den Direktor selbst sprechen will, hervor. Dieser redet mit jedem leise, nachdem er das Memorial eingesehen hat, verweist an einen der Minister, giebt mündlichen oder schriftlichen Bescheid auf Tags vorher empfangene Eingaben.“

Einzeln Direktoren, besonders Carnot, sowie den Ministern zollt Meyer reiches Lob; als den schätzenswerthesten Bestandtheil der Pariser Gesellschaft bezeichnet er aber die Gelehrten, welche, auf ihre einstigen Pensionen verzichtend, der Sache der Revolution sich angeschlossen, ihr freudig Opfer brachten, gemeinnützige Zwecke förderten und ihre Forschung dem Staat in jeder Weise nutzbar zu machen suchten; und endlich rühmt er auch ihre Urbanität, ihre Achtung vor fremdem Verdienst und die gesellige, herzliche Aufnahme der ihnen empfohlenen Ausländer. Minder erbaut ist er dagegen von der üppigen, frech gewordenen Bourgeoisie, die wüthend für Mäßigung gesprochen hatte, um wüthend gründen, ausbeuten und stehlen zu können. Diese „gute Gesellschaft“, welche den „guten Ton“ zu besitzen glaubte, nennt Meyer — und sicher ohne Uebertreibung — die schlechteste Gesellschaft von allererschlechtem Tone. „Die seit der Revolution schnell hervorgewachsenen neuen Reichen, die Wucherer, die Lieferanten

der Armee und ihre Schwelge — diese sind es, welche jetzt in Paris vermöge ihrer durch Agiotage, durch Raub an der Nation, aus den Trümmern der Finanzen Frankreichs und des Eigenthums der gestürzten Großen zusammengegrafften Schätze eine erste und ephemerisch glänzende Rolle spielen. Die Häuser dieser Kapitalisten, ihre Landhäuser und Gastmähler sind mit stolzender Pracht überladen. Aufgeblasener Hochmuth, grobe Ungezogenheit ist der die Abkunft und das Handwerk dieser Glückritter bezeichnende Charakter. Gerade diese Menschen, welche der Revolution Alles, was sie besitzen, zu danken haben, sind mit dem Troß ihrer Schmeichler und Parasiten die ärgsten Aristokraten, und wer sich Republikaner nennt, wird von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen.“

Ein zähes Geschlecht, diese Parvenüs; es blüht sich noch fortwährend.

Notizen.

Eine neue Theorie der Pflanzenernährung. Ein englischer Naturforscher, Herr J. N. Reeves, hat, gestützt auf langjährige Untersuchungen, eine neue Theorie der Pflanzenernährung aufgestellt, die, wenn zutreffend, von großer Tragweite für die Landwirtschaft sein würde. In einer Abhandlung: „Sap: Does it rise from the Roots?“ — „Steigt der Pflanzensaft von der Wurzel aufwärts?“ führt er aus, daß entgegen der bisher allgemein herrschenden Anschauung, daß der Pflanzensaft von der Wurzel ausgehend, durch die sogenannte Kapillarität bezw. Endosmose dem Stamm und den Blättern mitgetheilt werde, thätächlich der Saft von den Blättern stamme und abwärts sich den übrigen Theilen der Pflanze mittheile. Mit wenigen Ausnahmen ziehen die Pflanzen keine andern Stoffe als Gase durch die Wurzel aus der Erde. Unzählige Beobachtungen, die Herr Reeves angestellt, haben stets eine Abwärtsbewegung des Saftes in den Pflanzen, keine eine Aufwärtsbewegung desselben gezeigt. Nach der heute herrschenden Theorie müßte der Pflanzensaft bei hohen Bäumen bis zu 300 und 400 Fuß aufsteigen, wofür es jedoch an jeder ausreichenden Erklärung fehle. Die kapillare Anziehung könne flüssige Stoffe im Holz keine 30 Zoll hoch treiben.

Die Pflanze entnimmt nach Herrn Reeves mittelst der Blätter der Luft und namentlich dem Regenwasser die Hauptbestandtheile ihrer Nahrung; der Saft entwickelt sich abwärts, gemäß dem Gesetz der Schwere, bis zu den Wurzeln, die die unverdaulichen Stoffe dem Boden abgeben. Damit erkläre sich die den Theorikern bereits bekannte Thatsache, daß der Boden nach der Ernte mehr Kohlenstoff und Stickstoff enthält als vorher. Aus dem Boden ziehe die Pflanze, wie bereits erwähnt, nur Gase, oder vielmehr die Gase steigen aus dem Boden innerhalb der Pflanze auf und werden von ihr assimilirt.

Herr Reeves ist demgemäß ein entschiedener Gegner der Theorie von der Erschöpfbarkeit des Bodens. Im Gegentheil, je mehr der Boden bepflanzt werde, um so mehr steigere sich seine Ertragsfähigkeit. Nicht für ein und dieselbe Pflanze, da allerdings die Gase, die ihr Wachsthum beförderten, erschöpft werden könnten, wohl aber für einen rationeller Fruchtwechsel; denn was für die eine Pflanze Auswurfstoff, sei für die andere Nahrung. Der sogenannte „jungfräuliche“ Boden Amerikas zc. beweise das am Besten, denn seine hohe Ertragsfähigkeit rühre gerade daher, daß er nicht jungfräulich sei, sondern Generationen hindurch eine üppige Vegetation getragen. Ebenso gebe es keinen fruchtbareren Acker als ein Grundstück, das Jahre hindurch als Weideland, gedient. Der Boden habe nicht „geruht“, sondern die Gräser haben auf ihm ihre befruchtende Wirkung ausgeübt. Wo der Fruchtwechsel nicht genüge, um im Boden die für eine bestimmte Pflanze erforderlichen Gase zur Entwicklung zu bringen, sei allerdings Düngung angebracht, aber dieselbe müsse nach anderen Grundsätzen erfolgen als diejenige, die heute üblich sei, und die eine ungeheure Verschwendung von Material bedeute. Heute breite der Landwirth den Dung in kleiner Haufen auf dem Felde aus, lasse ihn etwa zwei Wochen so liegen und wende ihn dann um, um nach weiteren zwei Wochen den Prozeß zu wiederholen. Alles, um den Dung zur Zersetzung zu bringen. Daß der Dung sich zersetze, sei allerdings nothwendig, aber die Zersetzung müsse im Boden, nicht